



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Korrodi, Eduard: Der Homer der Bauern

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Gasthof zur Kollerschluht, von der Zette gemeint hatte, sie habe mehr Blut und Leben unter einem Fingernagel, als Wieschen in ihrem ganzen bleichsüchtig blassen Gesicht.

Wieschen sah im Geiste des Florentin Gestalt neben diese treten. Es gibt vielerlei, das paßt nicht zusammen, und man stellt es nicht nebeneinander hin. Man tut nicht Rosen und wilde Nesseln in ein Wasserglas, und man trocknet Reiser nicht, um sie nachher auf dem Wasser zu schichten und anzuzünden. Als Wieschen die beiden Gesichter nebeneinander sah, gruben ihre Gedanken einen Spalt dazwischen her, über den kein Meister einen Steg zu brücken würde vermögen können —; so fromm war sie in ihren Gedanken, und so klein war ihr Ausblick im Dorf, in den einsamen engen Bergen, daß sie nicht wußte, wie es Stimmen und Gewalten im Menschen gibt, die stärker sind und mehr vermögen, als die Taten von starken, vielvermögenden Meistern — und daß gerade diese starken Stimmen den Menschen schwach und willenlos machen können, wenn sie aus einer inneren wilden, lichtscheuen Neigung kommen. Als Wieschen den Spalt sah, den ihre Gedanken gruben, fühlte sie sich plötzlich so frei, daß sie leicht die langen schlanken Glieder streckte und hell auflachte.

„Was jagst du einen in Angst,“ meinte sie, so auf Zette zugehend und ihr die Arme um die Schulter legend, womit sie alle Schlangen niedertrat und alles von sich abschob, was gegen sie angeschickt wurde, und reinweg vergaß, daß Zette sich mit böser Absicht trug. „Regine Sträter,“ lachte sie. „Ich will den Florentin befragen. Und sagte er drauf, es kümmerge ihn irgendwie die Regine, so wüß' ich, er wäre verheert.“

Sie ging und ließ Zette bei ihrer trägen späten Arbeit zurück, während sie frei und munter war. Ihre Schritte schallten in dem stillen Hause. Sie mochte nicht durch die große Haustür hinaustreten, die zur Straße hin lag, um dem Kley nicht wichtig mit ihrer Person zu kommen. So ging sie über die Tenne.

(Fortsetzung folgt)



## Der Homer der Bauern

Von Dr. Eduard Korrodi = Zürich



u schmierest deinen Grind mit Schmer.“ Wen meint der derbe Landsknecht oder der ungeschlachte Bauer mit solcher Rüpelrede? Kein Landsknecht, ein Humanist, der den griechischen Musen huldigte, der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli, verkehrt in diesem Bibelton mit den alttestamentlichen Königen; freilich anders, als der schmiegsamere Luther, der die Bibelstelle also dolmetschte: „Du salbest dein Haupt mit Öl.“ Martin Luther seufzt ob dem Deutsch dieser Schweizerbibel: „Es möcht einer schwitzen, eh' er's versteht.“

Grenzboten III 1912

5

Schwißen wir auch noch? Oder kräuselt nicht ein zufriedenes Lächeln unsere Lippen, wenn uns die sprachlichen Eigenbrödlere ihre heimatlichen Muttermale zeigen? Der Dialekt, einst der Patriarch der Literatur, dann ihr verschupfter Baria, kehrt mit Sing und Klang im neunzehnten Jahrhundert in die Literatur zurück, läßt sich verhätscheln, besonders von den Wienern; die Raimund und Nestroy verlieben sich in ihn, denn für sie hört die Welt mit dem Rahlberg und dem melodischen Tonfall ihrer Mundart auf.

Ist es Schlamperei, Anhänglichkeit oder Pietät für alle niedlichen Kleinigkeitsgefühle, die seine Laufbahn sichern? Oder ist es der erstgeborene Wille der realistischen Epoche, daß in den vierziger Jahren ein Schweizer auf die Lippen seiner Gestalten die heimatliche Mundart legt? In einem Epos, in dem keine blutarmen Jamben mehr gackern, dafür eine trutzigliche Prosa dröhnt! Ich möchte den Laut zwischen Himmel und Erde kennen, der nicht in der Kehle „Uli des Knechts“ geboren wurde; das Lächeln mit den silbernen Trillern, dem Schluchzer, den nicht ein Wort durchbebt, das die wackere „Anne Bäbe Fowäger“ einmal inbrünstig gesprochen hätte. Siedeheiße Affekte, wie sie in der Welt Shakespeares aufwallen, erschüttern und peitschen diese Sprache, bis wir's in allen Tiefen erleben: „Der Berner Pfarrer Albert Bizius ist ein Dichter, aber größere Dichter sind sein „Uli“, seine „Fowäger“, „Elfi“, die seltsame „Magd“; denn sie leben nur zur Hälfte von Gotthelfs Gnaden. Sie tragen auf ihren Lippen die Beredsamkeit, den Witz und die poetischen Urkräfte des Volkes. Die verbereren Bettern des „Grünen Heinrich“, des „Landvogts“ sind sie. Im Kerzenlichte eines Bildes verfeinern, durchleuchten Gottfried Kellers Menschen alle Eindrücke des Lebens. Verpflanzt sie in das Emmental, in die großen Bauernhöfe, vor denen wirkliche Düngerhaufen stehen, und diese Menschen werden beim Schweinestall und beim Jauchetrog ein Wort finden, das sie unter dem angeborenen figürlichen Talente abeln! Es ist nicht roh, wenn die Zähne eines Mädchens von einem Bauern mit „Nistgabelzinken“ verglichen werden, denn der Vergleich liegt der Phantasie eines Bauern so nahe, wie wenn D'Annunzio in der Verlegenheit schnell nach den Bibelots auf seinem Salonkamine greift, um seinen präziösen Gefühlen Relief zu geben. Und umgekehrt kann ein Bauer einmal von seiner Geliebten schwärmen: „Wenn es den Mund aufzut, so deuchts einem, man sehe das Gätterli (Tor) zum Paradies.“ Dem Denker blüht kein Vergleich, weil er an die Infinitesimalrechnung der Dichtung nicht glaubt. Jeder Vergleich wird mit einer kleinen Unwahrheit bezahlt. Was verschlägt! Sie ist das Streichhölzchen, mit dem man einen venezianischen Kronleuchter zu einem Lichtwunder hebt.

Ins Innerste der Epik dieses Bauernschilderers führt die Peripherie des Werkes: die Sprache. Gotthelfs Tat war: gleichsam die Phonogramme der Bauernrede aufzunehmen und damit dem Volk seine produktive Rolle in der Dichtung zurückzuerobern. Jahrzehntelang wandelt der Pfarrer zwischen seinen Bauerngemeinden, belauscht und belauert den Augenblick, wo das Herz ihnen auf

die Lippen springt. Dann angelt er es heraus. Und die Bauern erschrecken nicht wenig, wenn sie ihren Doppelgänger im Spiegel Gotthelfscher Epil sehen. Sie lachen nicht pfiffig, sie schimpfen ihn einen Spion und sagen auf ihre Weise, daß er ihr Homer geworden.

Gotthelfs Glorie: er hat mit einer einzigen Gebärde die Bauernromantik unter den Tisch gefegt. Gebt einem Menschen Hosen aus Zwillisch, streift ihm die Hemdärmel zurück, versengt mit etwas Sonnenglut sein Gesicht, gebt ihm ein Alphorn in die Hand, einen träumerischen Blick in die Augen, die in den Kulissenzauber des Fimellichtes sich wenden, einen Kuhreihen in die Kehle — und ihr habt den Bauern, den Hirten, wie er durch die üblichen Schweizerromane läuft. Diese Schweizer sind ein beliebter Romanartikel. Schon zu Gotthelfs Zeiten wurde eine Bauerngeschichte von Mosenthal dramatisiert, die Gottfried Keller drastisch kommentierte: „Es sei, wie wenn man im Gebirge eine jener zierlich geschnitzten Salatgabeln kaufe und auf dem flachen Lande daraus einen Theaterdolch drehe.“ Man will die Schweiz um jeden Preis romantisch haben und merkt erst bei den Hotelrechnungen das Gegenteil. „Der Rheinfluss bei Schaffhausen,“ sagt schon ein alter Franzose, „macht in der poetischen Welt mehr Lärm als an seinem Orte.“ Die reizende Marquise Blanchefleure, die R. S. Bartsch auf die Guillotine galant begleitet, vertritt die Meinung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, das Leben eines Schweizers erschöpfe sich im Jodeln und Kuhhirtern. Leider schlürft die Milch der frommen Denkungsart in diesem Fall entschieden jener Leser, der nie eine Seite Gotthelfs gelesen hat. Ich will es nicht verschweigen, Theodor Fontane hätte ein blaues Wunder erlebt, wenn zwischen seinem bernerischen Dienstmädchen Brenel (L'Abultera) und der Gotthelfschen Magd Elsi je eine Begegnung zustande gekommen wäre: die Elsi hätte diese Brenel einfach nicht verstanden, weil sie regelrecht schwäbelt. — Wie sehen denn die Gotthelfschen Bauern aus? Die Großbauern, die mit ihren Pferden im Stalle prozen, vor einer Ausfahrt den Roßschweif selber stäuben, mit der Peitsche knallen, zuweilen auch mit den Talern klimpern, sind eigentliche Aristokraten. Ein stolzes Gefühl schwellt ihre Brust, wenn sie den Reichtum der eigenen Scholle ermessen, oder bei einer Hochzeit mit den prächtigen Säulen fahren. Gibt ein Vater seinem Sohn die Peitsche in die Hand, so erhebt er ihn zum Mitregenten und Stellvertreter. Wenn auch der Bauer mit dem Gefinde am selben Tische die Kartoffeln schält, so ist er innerlich überzeugter als irgend einer von der Hierarchie des Bauerntums. Mit der List eines Diplomaten regiert er Knechte und Mägde, ordnet Familienzwiste in den Kammerwänden, und wenn er sonst hinter dem Weinglas das letzte Wort behält, vor der Überlegenheit einer Bäuerin duckt und schrumpft er zusammen. Ein Pfarrer seufzt gar schnell über die Dickhädel seiner Gemeinde. Gotthelf nahm an den seinen Rache, indem er wahre Kolosse bäuerlichen störrischen Eigenfinnes schildert, die nicht einmal durch die Donnerkeile seiner Kanzelberebbarkeit gerührt werden. Es gehört zu einer

Gotthelfschen Erzählung, daß eine wohlgezählte Gemeinde dem Worte des Herrn lauscht. Die Bauern, die am Sonntag um die Ecke von der Kirche abschwenken, geraten unversehens — bei der Lektüre Gotthelfs — plötzlich gar erbaulich in den Kirchenstuhl. Der Bauernhomer setzt unter Orgel und Psalmen sich eine Brille auf die Nase, um gegen „die Schweinsblasen des Zeitgeistes“ zu wettern. Freilich, die Mäusen verhüllen dann ihr Haupt oder stecken den Finger ins Ohr. Wenn die Gegenwart das Personal Gotthelfs mustert, würde sie mit Recht in den Pastoren und Ärzten und Schulmeistern die Ruhestörer der großen Epik erkennen. Wie nach Taines geistreichem Wort, das B. Shaw nur bestätigt, jeder Engländer in einem Beafsteak schon eine moralische Frage erblickt, schenkt Gotthelf dem Trifolium des Pfarrers, des Arztes und des Lehrers Lehraufträge für Politik und Moral. Ein Bauerndichter sollte einmal Gotthelf vor Gotthelf retten: die Predigten in zwei Sähen destillieren, dem konservativen Politiker, wenn er auf den Zeitgeist schilt, der langen Rede kurzen Sinn beschneiden. Dann würden die großen Rhythmen seiner Volksepik noch prachtvoller schwingen, und man würde Gottfried Keller glauben, der ihn ein großes episches Genie nannte. Er entdeckt neue Helden so gut wie die Russen, wie Gontscharow seinen ein paar hundert Seiten grübelnden Sinnierer, Dostojewskij seine weiten Seelen vom Schlage der Karamasoffs. So den Uli. Ein Knechtlein in die Zucht eines Meisters gegeben, wird nicht ohne hartnäckige Widerstände eine tüchtige Kraft des Großbauern. Uli wird bei einem Vetter des Bauern Meisterknecht und bringt einen verlotterten Hof wieder zu Ehren. Der Bauer übergibt ihm den ganzen Hof zur Pacht, und Uli, dem eine wackere Gefährtin zur Seite steht, wird Herr über einen großen Hof. Wenn seine Liebe auch auf ein Rosenblatt fiel, so erzählt Gotthelf dies nichts weniger als romantisch. Uli ist ein stämmiger Dreißiger geworden, aber noch kein Fertiger. Der Dämon, mit dem Gotthelf seine Bauern versucht, erscheint immer in der gewinnendsten Form. Er klinkert mit den Gulden, gaufelt gewaltigen Besitz vor; er sät Zwie- tracht, indem er die knospende Liebe zerstört, weil die Ehen von den Morgen Landes abhängen. . . Uli gerät in die Prozeßmacherei; ein Hagel- wetter zerstört seine Ernte. Er sinkt tief, wird aber im letzten Augenblick emporgehoben und schließlich noch zum Eigentümer des Hofes. Solche Peri- petien werden Gotthelf leicht, da der Finger Gottes jeden Menschen führt, straft und streichelt. Und zwar zündet Gotthelf den Bösen schon zu Lebzeiten das Feuer der Hölle an und gibt den Guten letzten Endes sicher — eine volle Scheune im Herbst. Wie der Teufel und der liebe Gott in Gotthelfs Werken mitspielen, muß man in G. Kellers glänzender Charakteristik nachlesen: „Gotthelfs Helden sind alles konservative Altgläubige, und der Gott Schriftsteller mit der schicksalverleihenden Feder weiß sie nicht anders zu belohnen, als daß sie ent- weder reich und behäbig sind, oder es schließlich werden.“ Trotz alledem: „Uli, der Knecht“ ist ein geradliniger, aber in seiner Art vollendeter Erziehungs- roman. — Diesem Aufstrebenden, der in ein großes Besitztum hineinwächst,

steht „Elfi, die seltsame Magd“, wie ein Kontrastepos gegenüber: durch die Stürme der Revolution geht ein hundertjähriger Hof unter, der letzte der Bauerndynastie zieht in die Welt hinaus; ihm folgt Elfi, die seltsame Magd, in den Tod. Es ist dies die einzige Erzählung, in der Gotthelf nicht mit dem moralischen Pfluge ackert. Der Erfolg war — ein Kunstwerk.

Alle Epik ist kraft des Entwicklungsgesetzes am ehesten dem Veralteten unterworfen. Gotthelf ergriff fiebernd das Leben seiner Gegenwart. Uns ist es schon historisches Dokument geworden. Aber zeitlich ist er der erste, der mit der Feder lehrte, was uns der Pinsel Milllets einprägte. Ein Bauer, der tagsüber mit gebeugtem Rücken der Erde ihren Segen abtrozt, wird abends beim Angelus den Rücken nicht wie ein Salontiroler emporschnellen. So ist es auch bei Gotthelf. Diesen Bauern sehen wir zu, wie sie die Harke führen, wie die Sonne auf ihren Scheitel brennt und wie die Arbeit ihnen das Symbol einer ganz bestimmten Weltanschauung auf die Stirn und die Schwielenhand drückt. Und zutiefst lieben und hassen sie so energisch wie irgend wer und bleiben daher der Epik die allgemeinmenschlichen Affekte nicht schuldig. Überhaupt, wenn es Menschen gibt, die — wie Hebbel meint — mit der gleichen Hand eine Krone und eine Nadel aufheben, warum sollte es nicht unter den Bauern solche geben, die aus der gefurchten Erde eine Kartoffel — und einen Heldengedanken zögen?

Der Bauernroman, der ja besonders ausgiebig von den Schweizer Novellisten gepflegt worden ist, hat über Gotthelf hinaus wenig zu sagen gewußt. Im Gegenteil! Er ist verfälscht, präpariert und stilisiert worden. Ich nehme nur Alfred Hugenberg aus. Das wird hoffentlich die monumentale Neuausgabe von Jeremias Gotthelfs Werken\*) lehren, die Gotthelf selber aus verhandelten Texten zum reinen, unverfälschten Wort erlöst. Die dreißig Bände Gotthelf werden nicht lauter epische Gipfel sein. Aber die Alpen Gotthelfs werfen ihre Schönheit dem nicht in die Hände, der sie platonisch von unten — durch die Literaturgeschichte — anstarrt. Wer Gipfel erklimmt und Gotthelf für den oft beschwerlichen Weg nicht zürnt, wird diesem Homer Dank wissen, selbst wenn er im stillen dächte: Homer? Ich dächte „Balzac der Bauern“. Was liegt daran!

\*) Sie ist mit Unterstützung der schweizerischen Bundesbehörde unternommen worden und auf 25 Bände geplant. Erschienen ist „Gold und Geist“ zum erstenmal in einwandfreier Textgestaltung, besorgt von Hans Blösch. Verlag von Eugen Rentsch-München.

